

**Nicholas Odhiambo Mboya*****Utopia – Dystopia*****27.9.–16.11.2025**

Der in Hamburg lebende Künstler Nicholas Mboya (\*1992, Kisumu, KE) verhandelt in seinen multimedialen Arbeiten sozialpolitische Themen seines Heimatlandes Kenia sowie Erfahrungen der afrikanischen Diaspora in Deutschland. Dabei wirft er Fragen nach Traditionen sowie spirituell-politischen Herausforderungen auf und lotet Identität aus. Seine erste institutionelle Einzelausstellung *Utopia – Dystopia* entsteht eigens für das Kunsthaus Hamburg. Im Zentrum steht das Spannungsfeld zwischen idealisierten Vorstellungen von Zugehörigkeit und gelebten Erfahrungen von Ausgrenzung. Utopie erscheint dabei doppelt codiert: als mythische, imaginäre Heimat, romantisiert aus der Distanz, ebenso wie als Sehnsuchtsort, geprägt von Wohlstand und kulturellem Status. Dem steht die Dystopie gegenüber, die sich in Rassismus, Entfremdung und sozioökonomischer Ungleichheit manifestiert. In diesem durch Ambivalenz gekennzeichneten Feld markiert Sprache einen Schwellenraum. Sie kann Zugehörigkeit ermöglichen oder Zugang verwehren, Verständigung herstellen oder Ausschluss erzeugen. Sie ist Trägerin von Macht, Erinnerung und Identität. Wer spricht? Wer versteht? Wer wird verstanden?

Die raumgreifende kinetische Installation *Transit Point* (2023) besteht aus motorisierten, auf Laufschiene montierten Türen, die der Künstler in verschiedenen Teilen Hamburgs gesammelt hat. Die Idee dazu entstand bei einer Begegnung in einem Zug, als ein Passagier, der wie Nicholas Mboya Luo sprach, ihn als „jadhot“ charakterisierte, was als „Person der eigenen Tür“ übersetzt werden kann. Dieser Ausdruck wird in Luo-Sprachgemeinschaften vor allem außerhalb ihrer Heimat verwendet. Als Symbol unterschiedlicher kultureller Identifikation, die sich in seiner Fähigkeit, die Sprachen Luo, Swahili, Sheng, Kikuyu, Englisch und Deutsch zu sprechen, widerspiegelt, wurden Türen für Nicholas Mboya zum Sinnbild für die Aushandlung von Identität.

In der Installation bewegen sich die Türen in unterschiedlichen Zeitintervallen und fungieren als Chiffre für sprachliche und gesellschaftliche Schwellen. Sie stehen sowohl für das Potenzial der Vermischung verschiedener Sprachen als auch die Exklusivität, die mit Sprachpolitik einhergehen kann. Das rhythmische Hin und Her lässt eine Nähe zu urbanen Zwischenzonen, wie dem stark frequentierten, nahegelegenen Hauptbahnhof Hamburg entstehen – ein Ort des Wartens, der Transkulturalität, der Mehrsprachigkeit und flüchtigen Begegnung. Die Türen fordern die Betrachter\*innen physisch heraus, sich selbst ins Verhältnis zu ihrer Bewegung und zur Umgebung zu setzen. So wird die Installation zum Erfahrungsraum für das Prinzip Transit – als physische Passage ebenso wie als existenzieller Schwebezustand.

Die kinetische Skulptur verweist gleichzeitig auf die fragile Balance diasporischer Existenz – ein ständiges Aushandeln zwischen Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit sowie Zugehörigkeit und Fremdheit. Für die Halle des Kunsthauses erweitert und zentral positioniert, verwandelt sie den Ausstellungsraum in ein metaphorisches Panoptikum. Ausgehend von Jeremy Benthams gleichnamigem Gefängnismodell, bei dem ein Wächter von einem Turm aus alle Zellen sehen kann, die Insass\*innen den Wächter jedoch nicht, prägte der französische Philosoph Michel Foucault in den 1970er Jahren den Begriff des Panoptismus als Sinnbild für die subtilen Mechanismen der Macht. Er eröffnet eine Perspektive auf das Verhältnis von Staat und Individuum und zeigte, wie sich Kontrolle in modernen Gesellschaften weniger durch Zwang, sondern durch Selbstüberwachung und -disziplinierung innerhalb sozialer Strukturen entfaltet. Im Kontext der Ausstellung steht das Panoptikum für koloniale wie gegenwärtige Kontrollmechanismen, denen Menschen in unterschiedlichen Lebensrealitäten ausgesetzt sein können. Gleichzeitig spiegelt es auch die verinnerlichte Überwachung wider und verhandelt Fremd- und Selbstzuschreibung. In dem Maß, in dem sich äußere Kontrolle in innere Disziplinierung verwandelt, wird Überwachung zum Teil der eigenen Identitätsbildung – und prägt Denken, Verhalten und Selbstbild.

Gerahmt wird die Installation von einer Serie großformatiger Malereien mit dem Titel *In Trail Pursuit* (2025), die gesellschaftspolitische Strukturen verbildlichen. Nicholas Mboya überträgt gefundenes Archiv- und Zeitungsmaterial mittels einer Bildtransfertechnik auf Leinwände und entwickelt daraus dichte Collagen, die er übermalt. Sie zeigen Menschen in Momenten des Wartens in Kenia – beim Wählen, bei Landvergaben, in Schulen oder an Grenzposten. Malerische Eingriffe überlagern die dokumentarischen Ebenen und verweisen auf kulturelle Identität, Eigentum und politische Codierung. Motive wie Kirschblüten oder florale Ornamente stehen dabei für den Frühling als ersehnten Wandel. Warteschlangen symbolisieren das Navigieren in physischen wie symbolischen Systemen, das Wechselspiel von Geduld und Ungeduld, von individueller Hoffnung und kollektiver Ordnung. Nicholas Mboya überführt diese alltägliche Geste in ein komplexes Narrativ über gesellschaftliche Räume, Regeln und Realitäten. Das Anstehen wird zur sozialen Choreografie, in der sich Machtverhältnisse, Hoffnung, Ausschluss und Zugehörigkeit manifestieren. Gesten des Wartens sind universell, doch die konkreten Bedingungen unterscheiden sich stark: Wer reiht sich ein und wer bleibt außen vor? Die Dargestellten verweisen auf Fragen der Sichtbarkeit im öffentlichen Raum und verhandeln gleichzeitig das Verhältnis von individuellem Bedürfnis und kollektivem Zustand als geteilte Erfahrung von Stillstand.

Ergänzt wird die Ausstellung durch eine Auswahl von Zeichnungen aus der Serie *Rite of Passage* (2020, fortlaufend). Es sind Selbstporträts des Künstlers, angefertigt auf kopierten Dokumenten wie Reisepässen, Kontoauszügen und behördlichen Nachweisen, die insbesondere in Ausländerbehörden über Zugänglichkeit und Teilhabe entscheiden. In dieser Werkgruppe setzt sich der Künstler mit der institutionellen Repräsentation, der bürokratischen Klassifizierung und der damit verbundenen Marginalisierung auseinander. Durch die Verwendung von schwarzer Farbe auf weißem Papier verweist er auf die vermeintliche Verlässlichkeit des Schriftlichen gegenüber der mündlichen Absprache als Beweis für Zugang oder Ausschluss. Das Material selbst spiegelt die verschwommenen Linien juristischer Normen und verkörpert die Ambivalenz bürokratischer Schutzversprechen. Die gesellschaftlichen Dimensionen des Wartens verdichten sich zu einem persönlichen Narrativ. Die Zeichnungen lassen das Gefühl der Ungewissheit vor der Verlängerung des Aufenthaltsstatus, aber auch die stillgestellte Zeit des Ausharrens deutlich werden. Sie machen sichtbar, was in administrativen Akten meist unsichtbar bleibt – das emotionale Gewicht staatlicher Entscheidungen.

*Utopia – Dystopia* ist eine Ausstellung über Bewegung und Stillstand, über Zuschreibungen und Selbstbehauptung. Dabei rückt sie den Körper ins Zentrum – als Träger von Geschichte, Erinnerung und Widerstand, als durchlässige Membran zwischen Innen und Außen, als Projektionsfläche gesellschaftlicher Erwartungen und als Akteur, der sich Räume nimmt und sich positioniert. In den ausgestellten Arbeiten erscheint der Körper mal fragmentiert, mal statisch, mal in Bewegung – stets aber als Schauplatz von Aushandlungsprozessen, in den sich Zuschreibungen, Traumata und utopische Entwürfe gleichermaßen einschreiben. Nicholas Mboya macht die strukturellen Bedingungen diasporischer Existenz sichtbar. Seine Arbeiten laden dazu ein, Verhältnisse neu zu betrachten – nicht als festgeschrieben, sondern als verhandelbar. Sie zeigen, wie sich aus persönlicher Erfahrung kollektive Fragen ableiten lassen – poetisch verdichtet und politisch dringlich.

Kuratiert von Anna Nowak

Mit freundlicher Unterstützung von

 Hamburgische  
Kulturstiftung